

Hans Maaß

„Sein Wort will helle strahlen ...“

Was Christen und Juden verbindet

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gemeinde, vielleicht haben Sie sich über die Wahl des Titels für diesen Vortrag gewundert: Was hat diese Zeile aus dem bekannten Morgenlied Jochen Kleppers, „Er weckt mich alle Morgen“, mit der Thematik dieser Ausstellung und speziell mit dem Thema dieses Vortrags zu tun? Ich traf diese Wahl, als mich Pfarrer Binder auf ein Ereignis der hiesigen Kirchengeschichte aufmerksam machte: „Es gab auch einen Erzwingungsantrag gegen den Bekenntnispfarrer Rudolph Zöbeley, die Kirche für die DC zu öffnen.“ Von Pfarrer Zöbeley stammt die Melodie des dieses Klepper-Liedes. Es war das erste Lied aus unserer gegenwärtigen Zeit, das ich im Religionsunterricht kennenlernte.

Und man konnte damals tatsächlich sagen „aus unserer Zeit“; denn die Melodie war damals 5 Jahre alt, der Text 3 Jahre älter! Und doch stammten sie aus einer anderen Zeit. Oder soll man sagen: aus anderen Zeiten?

Beide, Text und Melodie entstanden in der Zeit des sog. „Dritten Reichs“, der Nazi-Zeit. Der Text war noch in Friedenszeiten entstanden, die Melodie während des Kriegs. Gelernt habe ich beides in den ersten Nachkriegsjahren.

Was hat dies alles mit unserem Thema „Was Christen und Juden verbindet“, zu tun?

1. Jochen Kleppers Solidarität mit den Juden

Jochen Klepper war schlesischer Pfarrerssohn, studierte selbst Theologie, war jedoch aus gesundheitlichen Gründen nicht in der Lage, den Pfarrerberuf auszuüben. Er wandte sich der Schriftstellerei zu, war Redakteur beim Rundfunk und einem Verlag. 1931 heiratete er die 13 Jahre ältere jüdische Witwe Hanni Gers-tel-Stein, bei der er zuvor als Untermieter gewohnt hatte. Sie brachte zwei Töchter mit in die Ehe. Damit war sein weiterer Lebensweg vorgezeichnet. Er hätte Karriere machen können; denn sein großer historischer Roman „Der Vater“ über den ersten Preußenkönig, Friedrich Wilhelm I. fand sogar bei den Nazis Anklang; aber er hätte sich von seiner jüdischen Frau und ihren beiden Töchtern trennen müssen. Statt dessen übernahm er bewusst das jüdische Schicksal als sein eigenes. Brigitte, die ältere Tochter konnte noch über Schweden ins Ausland gebracht werden. Als aber im Dezember 1942 feststand, dass diese Tür für seine Frau und seine Tochter Renate verschlossen war, entschied er sich, zusammen mit diesen freiwillig in den Tod zu gehen. Es war keine Kurzschluss-handlung; schon zu Beginn der Naziherrschaft hatte er den Entschluss gefasst, das jüdische Schicksal seiner Frau zu teilen. Am 23. Juni 1933 vertraute er seinem Tagebuch an:

„Ich bin noch nicht müde. Aber ich glaube, dass der Selbstmord unter die Vergebung fällt, wie alle andere Sünde. Und der, der ich heute bin, will ich mit Hanni sterben.“

Dies war also bereits 1933 sein Entschluss, als noch niemand an die systematische Judenverfolgung dachte, die dann schließlich bei der Wannsee-Konferenz im Januar 1942 mit dem technokratischen Begriff „Endlösung der europäischen Judenfrage“ verschleiern und umschrieben wurde. Er hatte es offenbar vorausgesehen und ausdrücklich gegen Missverständnisse abgesichert: „Ich bin noch nicht müde.“

Nur wenige Tage später notierte er in seinem Tagebuch:

„Ja, ich bin sehr rasch ein erbitterter Gegner meiner Theologie, nicht aber meines Glaubens geworden ... Aussagen über Gott machen – nein. Bibelworte sagen – ja.“

Was meint er damit? Die Theologie war damals judenfeindlich – und dies nicht erst seit 1933, sondern schon seit mindestens 1800 Jahren; dies trat einmal mehr, einmal weniger deutlich zu Tage; aber immer wieder war die Judenfeindschaft verbunden mit dem Vorwurf: „Die Juden haben unseren Heiland umgebracht“. So lautete die volkstümliche Fassung dieses Vorwurfs bis in unsere Tage. In der Sprache der Theologen wurden die Juden als „Gottesmörder“ bezeichnet. Einen schlimmeren Vorwurf kann man eigentlich nicht erheben. An einer solchen Theologie wollte sich Klepper nicht mehr beteiligen.

2. *Gotteslehre oder Bibelverkündigung?* – „*Sein Wort will helle strahlen!*“

2.1 *Gott entzieht sich unseren logischen Berechnungen*

Aber seine Distanzierung reicht noch eine Stufe tiefer: Er will auch keine Aussagen mehr über Gott machen, nur noch Bibelworte weitergeben. Dahinter steckt eine tiefe jüdische Einsicht: über Gott kann man keine endgültigen oder allgemein gültigen Aussagen machen. Ich war mit einem jüdischen Gelehrten befreundet, der mehrmals als Lehrer zu unserer jährlichen christlich-jüdischen Bibelstudienwoche in Seckach-Klinge gekommen war; er lehnte die Bezeichnung „jüdischer Theologe“ strikt ab; denn so war seine Überzeugung: eine Lehre über Gott – das ist die Bedeutung des Wortes „Theologie“ – kann es nicht geben; denn damit würde ich Gott meinem logischen Denkvermögen unterwerfen und mich über Gott erheben. Das ist Gotteslästerung.

Und wir merken ja auch selbst, wie wir immer wieder mit unseren Versuchen, Gott und sein Handeln logisch erklären zu können, an allen Ecken und Enden anstoßen. Viele Glaubensprobleme haben ihre Ursache darin, dass Gott nicht in unser logisches Denksystem passt. „Wie kann Gott das zulassen?“, fragen wir angesichts des menschlichen Leids in Kriegen, aber auch bei Naturkatastrophen, oder „wie habe ich das verdient?“ angesichts persönlicher Erlebnisse, die uns aus der Bahn werfen. Dabei gehen wir jeweils davon aus, dass „die Rechnung

aufgehen“ muss: Gutes wird mit Gutem belohnt, Böses mit Bösem bestraft. Aber diese Rechnung stimmt nicht; das mussten schon Hiob und seine besserwissenden Freunde erfahren. Als er von Aussatz befallen wurde, waren sie der Überzeugung, dies könne nur daher rühren, dass Hiob ein entsprechend großes Vergehen begangen habe. Wenn er dies einsehe und eingestehe, nehme Gott das Leid wieder von ihm weg. Hiob weigert sich energisch; wirft Gott sogar Willkür vor – und bekommt am Ende Recht, während die Freunde getadelt werden. Sie wollten zwar für Gottes Gerechtigkeit eintreten, ihn verteidigen; aber mit derart einfachen Mitteln ist Gottes Handeln nicht erklärbar.

2.2 Gott hinterher sehen

Und als Mose von Gott Gnade für die Verfehlung des Volkes mit der Herstellung und Anbetung eines goldenen Stierbildes erfleht hatte, bat er Gott, „lass mich Dein Angesicht sehen“, und zwar zum Zeichen, dass Gott das Volk tatsächlich durch die Wüste ins verheißene Land führen würde. Da musste er sich sagen lassen: mein Angesicht kannst du nicht sehen, sonst stirbst du; aber wenn ich an dir vorüber gezogen bin, kannst du hinter mir hersehen.

Das kann man wörtlich verstehen; dann ist dies eine dunkle, geheimnisvolle Erzählung. Man kann es aber auch symbolisch verstehen und auf alle Möglichkeiten einer Begegnung mit Gott beziehen, und dann bedeutet es, Gott kann man immer nur nachträglich erkennen, gewissermaßen von hinten her, so wie es auch Jakob auf seiner Flucht vor seinem Bruder Esau erlebt: er legt sich abends, als er müde ist, nieder und hat nachts einen merkwürdigen Traum: eine Leiter reicht von der Erde bis in den Himmel und Engel gehen daran herauf und herunter. Als er aufwacht, wird ihm bewusst: „Fürwahr, der HERR ist an dieser Stätte, und ich wusste es nicht!“

So wird im Judentum die Verbindung mit Gott gesehen. Gott ist da, Gott wirkt; aber das nimmt der Mensch erst hinterher wahr, das lässt sich nicht im Voraus berechnen und festlegen. Das wäre Magie, Zauber; und dies war in Israel streng verboten. Der Magier versucht, durch bestimmte Riten und Formeln Macht über Gott zu gewinnen. Für Israel gilt: Du sollst den Namen des HERRN, deines Gottes, nicht missbrauchen. Wenn man es ganz wörtlich übersetzt, könnte man sagen: du sollst den Namen des HERRN nicht für „unnötiges Zeug“ verwenden.

„Aussagen über Gott machen – nein. Bibelworte sagen – ja.“

Da haben wir eine erste Gemeinsamkeit, die Christen und Juden verbindet: den Namen Gottes nicht für Magie und Zauberei verwenden. Und dies ist angesichts der Konjunktur, die in unseren Tagen allerlei Obskures, angeblich spirituelle Praktiken und Zeremonien haben, eine ernsthafte Frage, ob wir noch auf der gemeinsamen Basis stehen, oder ob wir sie verlassen haben. Es ist aber auch eine ebenso ernsthafte Frage an unsere Theologie: Was machen wir da? Versuchen wir Gott zu erklären und damit festzulegen? Oder breiten wir sein Lob aus?

3. *Gotteslob statt Gotteslehre*

In vielen Psalmen gibt es einen sog. „Stimmungsumschwung“; da geht die Klage der Not, die in heftigen, bildhaften Worten geschildert wird, ganz plötzlich in einen Lobpreis über. Sehr deutlich sieht man dies an dem bekannten Psalm 22, der mit den Worten beginnt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“. Dort heißt es gegen Ende:

„ Errette meine Seele vom Schwert,
mein Leben von den Hunden!
Hilf mir aus dem Rachen des Löwen /
und vor den Hörnern wilder Stiere –
du hast mich erhört!
Ich will deinen Namen kundtun meinen Brüdern,
ich will dich in der Gemeinde rühmen:
Rühmet den HERRN, die ihr ihn fürchtet usw.“

Hier werden keine Aussagen über Gott gemacht, auch keine Aussagen, wie man es anstellen muss, damit Gott hilft. Das bleibt Gott vorbehalten. Aber: „Ich will deinen Namen kundtun meinen Brüdern“, das ist die angemessene Art, von Gott zu reden. Dies haben wir Christen mit den Juden gemeinsam, und es ist gut, wenn wir uns von Juden immer wieder daran erinnern lassen.

Daraus ergibt sich aber geradezu zwangsläufig eine weitere Gemeinsamkeit: Gottesdienst ist Gotteslob und Schriftauslegung.

4. *Schriftauslegung als Gotteslob*

Es gehört zu den verheerendsten Missverständnissen des Neuen Testaments, den Begriff „Schriftgelehrte“ als etwas Negatives anzusehen. Woher kommt dies?

4.1 *Das Ringen um das rechte Schriftverständnis*

Die Evangelien berichten uns über zahlreiche Auseinandersetzungen zwischen Jesus und den Schriftgelehrten seiner Zeit. Also – so lautet unsere Folgerung – sind sie Gegner Jesu und damit Gegner Gottes. „Schriftgelehrter“ wird folglich zum Schimpfwort. So kann man aber nur denken, wenn man keine Ahnung davon hat, wie im Judentum das Ringen um das richtige Verständnis der Bibel vor sich geht. Da gibt es keine Lehrautorität, keinen Papst und keine Bischöfe, sondern das gemeinsame Ringen um das richtige Verständnis. Da gibt es Spruch und Widerspruch; manches bleibt unaufgelöst nebeneinander stehen, bei anderem sieht die Lösung so aus, dass man genauer auf die unterschiedlichen Fälle zu achten lernt, in denen das eine oder das andere gilt. So ist der gesamte Talmud, die große Sammlung rabbinischen jüdischen Wissens aufgebaut.

4.2 *Jesus, die Schriftgelehrten und die religiösen Gruppen seiner Zeit*

Es gibt sogar Aussprüche von Rabbinen, die auch von Jesus stammen könnten, so folgert z.B. R. Jonathan b. Joseph (2.Jh.) aus Ex 31,14 „Er soll euch heilig sein“: „Er ist euch übergeben, nicht (ihr) ihm“. Die Betonung liegt dabei auf dem „euch“. Erinnert uns diese Einsicht eines Rabbi, der etwa 100 Jahre nach Jesus

lebte, nicht an Jesu Wort: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen“?

So sahen das aber nicht alle Juden zur Zeit Jesu; in Qumran beispielsweise ließ man das „euch“ aus und zog aus der Grundposition, „der Sabbat, heilig ist er“ sehr viel strengere, meist engherzigere Konsequenzen. So geht Jesus etwa davon aus, dass seine Gesprächspartner ein Tier, das am Sabbat in einen Brunnen fällt, wieder herausziehen. In Qumran war dies streng verboten. Wir können darauf und auf andere Beispiele hier nicht näher eingehen; dies wäre Inhalt eines eigenen Vortrags. Hier sollte es nur als Beispiel dafür dienen, dass innerhalb des Judentums zur Zeit Jesu und danach zwischen unterschiedlichen Richtungen z.T. erbittert um das richtige Verständnis der Schrift gerungen wurde. Auseinandersetzungen Jesu mit Schriftgelehrten sind also etwas absolut Normales.

4.3 Wechselseitige Anerkennung auf biblischer Basis

Dass solche Gespräche zwischen Jesus und Schriftgelehrten durchaus auch positiv verlaufen konnten, zeigt Mk 12,28 ff. Hier fragt ein Schriftgelehrter Jesus, welches Gebot er für das wichtigste halte, und nachdem Jesus ihm das Sch^ema Jisrael, Höre Israel, der HERR unser Gott ist einzig, und das Liebesgebot genannt hat, antwortet der Schriftgelehrte: „Meister, du hast wahrhaftig recht geredet“, und Jesus bestätigt ihm: „Du bist nicht fern vom Reich Gottes!“ Aber noch im gleichen Kapitel überliefert Markus eine Warnung Jesu: „Seht euch vor vor den Schriftgelehrten!“ Wie passt beides zusammen? Im zweiten Fall hat Jesus Schriftgelehrte vor Augen, die ihre angesehene Stellung ausnützen, um sich persönliche Vorteile zu verschaffen – das gab es eben leider auch – im ersten Fall ist ein Schriftgelehrter sein Gegenüber, der sich mit ihm gemeinsam um ein ehrliches Verständnis der Schrift bemüht.

Nicht nur für Jesus, der selbst ein frommer Jude war, Schalom Ben-Chorin sagte gern mit einem Wortspiel, er war „Urbude und nur Jude“, war das, was wir Altes Testament nennen, die verbindliche Heilige Schrift, sondern auch für die Christenheit noch lange Zeit; denn es gab ja noch kein Neues Testament; dieses war erst im Entstehen begriffen. Die ältesten christlichen Schriften, die wir kennen, sind die Briefe des Apostels Paulus, die 20 bis 25 Jahre nach dem Tod Jesu geschrieben wurden. Die Evangelien entstanden noch später, ebenso die übrigen Schriften des Neuen Testaments, das erst gegen Ende des 2. Jh. im Rang einer heiligen Schrift an die Seite des Alten Testaments trat. Für die Urchristenheit war das sog. Alte Testament die einzige Bibel. Auch dies ist etwas, das Christen und Juden verbindet.

5. Gemeinsame Bibel?

5.1 Der Bezugstext

Allerdings kann man darüber streiten, für welche Fassung des Alten Testaments dies galt. Schon früh hatte sich das Judentum weit über sein Ursprungsland aus-

gebreytet. Vor allem in Ägypten gab es eine große jüdische Gemeinde. Diese Juden sprachen allerdings nicht Hebräisch, sondern Griechisch. So musste für sie die Bibel ins Griechische übersetzt werden. Dies ist die sog. Septuaginta. Diese ist allerdings nicht nur eine Übersetzung, sie enthält auch Schriften, die in der hebräischen Bibel nicht vorkommen, z.B. die Makkabäerbücher, sowie Erweiterungen zu biblischen Büchern, so ist etwa in der griechischen Fassung des Danielbuches ein Lied überliefert, das die drei jüdischen jungen Männer im Ofen gesungen haben sollen, in den sie geworfen wurden, weil sie sich weigerten, ein Götzenbild anzubeten. In der hebräischen Bibel ist dies nicht enthalten; und Martin Luther entschied sich, als heilige Schrift nur das anzusehen, was uns hebräisch erhalten ist. So kommt es, dass die katholische Kirche ein anderes Altes Testament hat als die evangelische. Dafür haben wir das Alte Testament gemeinsam mit den Juden!

5.2 Ein Text – zwei Sichtweisen

Und dennoch kann man nur bedingt sagen, wir hätten die gleiche Bibel. Denn wir lesen sie mit unterschiedlichen Augen. Man kann dies sehr gut an dem Lied deutlich machen, dem wir das Thema für diesen Vortrag entnommen haben.

a. Individualisierung

Wir haben bereits gehört, dass Klepper schon im Juli 1936 in sein Tagebuch eingetragen hatte: „Aussagen über Gott machen – nein. Bibelworte sagen – ja.“ Auch sein Morgenlied „Er weckt mich alle Morgen“, ist ein solches Bibelwort. In unseren Gesangbüchern ist bei V. 1 sogar als Fußnote vermerkt: „Jes 50,4.5“. Dort geht es um eines der sog. „Knecht-Gottes-Lieder“, die davon berichten, wie es einem uns namentlich nicht bekannten Propheten ergeht.

„⁴ Gott der HERR hat mir eine Zunge gegeben, wie sie Jünger haben, dass ich wisse, mit den Müden zu rechter Zeit zu reden. Alle Morgen weckt er mir das Ohr, dass ich höre, wie Jünger hören. ⁵ Gott der HERR hat mir das Ohr geöffnet. Und ich bin nicht ungehorsam und weiche nicht zurück. ⁶ Ich bot meinen Rücken dar denen, die mich schlugen, und meine Wangen denen, die mich raufeten. Mein Angesicht verbarg ich nicht vor Schmach und Speichel.

⁷ Aber Gott der HERR hilft mir, darum werde ich nicht zuschanden. Darum hab ich mein Angesicht hart gemacht wie einen Kieselstein; denn ich weiß, dass ich nicht zuschanden werde. ⁸ Er ist nahe, der mich gerecht spricht; wer will mit mir rechten? Lasst uns zusammen vortreten! Wer will mein Recht anfechten? Der komme her zu mir! ⁹ Siehe, Gott der HERR hilft mir; wer will mich verdammen? Siehe, sie alle werden wie Kleider zerfallen, die die Motten fressen.“

Klepper hat nicht nur aus V. 4 und 5 zitiert, sondern auch noch andere Motive übernommen, z.B. „ich werde nicht zuschanden“.

Für unsere Fragestellung nach dem christlichen Umgang mit der jüdischen Bibel ist jedoch folgende Beobachtung wichtig: Während der ursprüngliche Text vom Schicksal eines Gottesboten in Ausführung seines Auftrags spricht, dichtet Klep-

per unter Zuhilfenahme dieser Bibelworte ein sehr individuelles Morgenlied, das zeitlos und situationsübergreifend beschreibt, was jeder gläubige Mensch beim Erwachen am Morgen verlässlich glauben und erfahren darf: „Schon an der Dämmerung Pforte ist er mir nah und spricht“. Diese Individualisierung ist charakteristisch für den christlichen Umgang mit der jüdischen Bibel.

b. Persönlicher Zuspruch durch Generalisierung

Auch die Herrnhuter Losungen beruhen auf diesem Prinzip. Für jeden Tag des Jahres wird aus dem Alten Testament ein Vers ausgelost, zu dem dann ein Wort aus dem Neuen Testament und ein Liedvers oder Gebet ausgesucht wird. Dies soll der ganz persönliche Wegweiser für den betreffenden Tag sein – egal, was sein ursprünglicher Entstehungszusammenhang ist.

Für heute ist dies: „Noah fand Gnade vor dem HERRN.“ – Dies ist eine objektive Aussage über Noah; für uns besitzt sie nur Bedeutung, wenn wir voraussetzen, dass dies auch für uns gilt, oder fragen, ob und unter welchen Bedingungen dies auch für uns gilt. Ohne diese Zuspitzung auf uns müssten wir sagen: Na, und?

Dieses Beispiel sollte nur zeigen, wie selbstverständlich wir normalerweise einen unmittelbaren Bezug zwischen uns und dem Wort der Bibel herstellen, als wäre es direkt zu uns gesprochen.

Ich will nicht bestreiten, dass fromme Juden ebenso mit der Bibel umgehen. Der frühere britische Oberrabbiner Joseph Herman Hertz kommentiert diesen Vers beispielsweise:

„»Gerechtigkeit befreit vom Tode.« Der nächste Vers erst berichtet, was Noah die Billigung Gottes erringen ließ.“

Dort heißt es: „Noah war ein frommer Mann und ohne Tadel zu seinen Zeiten; er wandelte mit Gott.“

Dazu schreibt Hertz: „ein gerechter in seinen Handlungen, und ein untadeliger in seinem Umgang mit den Mitmenschen. [...] Trotz der Verderbtheit, die rings um ihn wütete, blieb er selbst unbefleckt und von der Verderbnis unangetastet.“

Hier wird allenfalls eine indirekte Übertragung auf heutige Leser vorgenommen, indem Noah, ohne dies ausdrücklich zu sagen, als Vorbild hingestellt wird. Entscheidender ist aber, dass schon in dem Vers, in dem nur von „Gnade“ die Rede ist, auf den nächsten Vers verwiesen wird: die Bewährung des Noah als Gerechter und Untadeliger.

Bei uns Christen ruft dagegen das Stichwort „Gnade“ in aller Regel die Erinnerung an die „Vergebung der Sünde aus Gnade um Christi willen“ wach. Oder mit Jochen Klepper gesprochen: „Er ist mir täglich nahe und spricht mich selbst gerecht“.

c. Christologisches Verständnis

Und damit ist ein weiterer Unterschied zwischen christlichem und jüdischem Umgang mit der gemeinsamen Bibel berührt: Es ist uralte, bis ins Neue Testa-

ment zurück reichende Tradition: wir verstehen Aussagen der hebräischen Bibel als Aussagen über Jesus: Das Kommen des Erlösers auf einem Esel beziehen wir auf den Einzug Jesu in Jerusalem, das Kind bei Jesaja, auf dessen Schulter die Herrschaft ruht, auf das Jesuskind in der Krippe.¹

α. Der „Eine“ bei Gerhard von Rad

Ein besonders bezeichnendes Beispiel liefert mein von mir sehr hoch geschätzter Lehrer für das Alte Testament, der Heidelberger Prof. Gerhard v. Rad. Er kommentiert zu der Fürbitte Abrahams für Sodom, in der er um Verschonung der Stadt bittet, falls sich 50 Gerechte darin finden, und dann über 45, 40, 30, 20 bis 10 „herunterhandelt“:

„Der Abbruch des Gesprächs bei den »zehn Schuldlosen« hat zu mancherlei Überlegungen Anlass gegeben. Aber man muss doch fragen, ob das auch im Sinne des Erzählers ein Abbruch oder gar ein Ausweichen vor einer letzten Konsequenz ist. Dass hinter dem Schweigen Abrahams, d.h. seinem Verzicht, von den zehn Schuldigen² noch weiter auf fünf und schließlich auf einen herunterzugehen, noch weitere Fragen liegen, muss ja nicht bedeuten, dass das Gespräch geradezu mit einer offenen Frage endet. Offenbar war mit der Antwort Jahwes in V. 32 für Abraham und den Erzähler etwas Letztes und Äußerstes erreicht, über das hinaus zu fragen Abraham gar nicht in den Sinn kam. Damit schützt u.E. die Erzählung geradezu die Einzigartigkeit und das Wunder der Botschaft von dem Einen, der für die »Vielen« Heilung und Sühne schafft (Jes 53,5.10), denn dies war nichts vom Menschen Erwartetes oder Gefolgertes.“

Bei aller Hochachtung vor diesem sensiblen und gelehrten Ausleger: Hier zollt er der christologischen Auslegung des Alten Testaments – wenn auch auf eine sehr vornehme und zurückhaltende Weise – Tribut.

β. Der „Eine“ im Midrasch

Der Midrasch GenR, der große rabbinische Kommentar zum 1. Mosebuch, fragt: „Warum gerade zehn?“ und gibt darauf mehrere Antworten:

-
1. Franz Rosenzweig, der ursprünglich nur eine Überarbeitung der Lutherbibel vorhatte, kam zu der Überzeugung: „Luther hatte in der ›Analogie des Glaubens‹ die nie versagende Wünschelrute, die ihm an all den Stellen, wo das Alte Testament ›Christum trieb‹, aufzuckte. Wo es so für ihn den Christen, lebendiges Gotteswort war, da, und nur da, da aber unbedingt, musste es wörtlich genommen werden und also auch in ›steifer‹ Wörtlichkeit übersetzt. Überall sonst, und das umfasste für ihn beim Alten Testament den größten Teil des Textes, wo es nach der herrlichen Stelle der Vorrede auf das Alte Testament (resp. der Vorrede zum Deutschen Psalter) nur ein Bild und Exempel des Regiments und des Lebens ist, wie es ›zugehet, wenn es im Schwang gehet‹, lässt der Übersetzer (d.i. Luther) ›die hebräischen Worte fahren und spricht frei den Sinn heraus aufs beste Deutsch, so er kann!‹“ [Die Schrift und Luther, in: GS III, S. 752; zit nach Stefan SCHREINER, *Martin Buber, Franz Rosenzweig und die Verdeutschung der Schrift*; in: [Hrsg.] Eva SCHULZ-JANDER/Wolfdietrich SCHMIED-KOWARZIK, *Franz Rosenzweig. Philosoph in Kassel*, euregioverlag, Kassel 2011, S. 97
 2. Es müsste wohl heißen: Schuldlosen

„Weil zehn eine Gemeinde bilden, oder weil von der Zeit der Sintflut zehn übriggeblieben waren, auf deren Verdienst noch nicht Rücksicht genommen war, oder weil er wirklich glaubte, es würden zehn vorhanden sein, nämlich Lot, sein Weib, seine vier Töchter und ebensoviele Schwiegersöhne.“

Aber auch dort findet sich die gedankliche Fortsetzung auf einen Einzigen:

R. Jehuda bar Simon und R. Chanin im Namen des R. Jochanan sagten: Hier ist von zehn die Rede und bei Jerusalem nur von einem (s. Jer 5,1)³ Hier sagt er Eins zu eins, so findet man die Rechnung (s. Qoh 7,27⁴). R. Jizchak fragte: Wie hoch beläuft sich das Zuendeführen der Berechnung für eine Stadt? Auf einen. Findet sich ein Gerechter in einer Stadt, so hängen sich alle an sein Verdienst.“

Dies zeigt, auch ohne christologische Deutung ist die Zuspitzung auf einen möglich: einen Gerechten; doch hat sich allgemein die erste Deutung des Midrasch auf die Mindestgröße einer Gemeinde durchgesetzt.

6. *Gemeinsame ethische Grundsätze*

Was wir bisher noch gar nicht in den Blick genommen haben, ist die breiteste Gemeinsamkeit zwischen Christen und Juden: Die ethischen Gebote des Alten Testaments. Die rituellen wurden dagegen vom Christentum aus der Völkerwelt nicht übernommen. Hierüber gab es Spannungen zwischen den judenchristlichen und heidenchristlichen Gemeinden. Im Blick auf letztere verteidigte Paulus vehement die Freiheit vom Gesetz – vielleicht weil speziell die rituellen Gebote das Gottesvolk von der Völkerwelt unterschieden und Paulus an diesem Unterschied gelegen war. Aber dies ist nur eine Vermutung, die sich nicht an Texten beweisen lässt.

Dass wir mit dem Judentum eine gemeinsame ethische Basis haben, die über die Zehn Gebote hinaus auf Grundsätze des menschlichen Zusammenlebens reicht, des Ausbeutungsverbots, des Schutzes des Schwachen, der Rehabilitierung des Schuldiggewordenen usw., usf., kann hier nicht weiter ausgeführt werden; dies würde mehrere Seminare erfordern. Andererseits ist uns dies längst zu einem so selbstverständlichen Merkmal unserer Kultur geworden, dass wir uns seines Ursprungs oft gar nicht mehr bewusst sind. Deshalb soll wenigstens daran erinnert werden.

Auch hier gilt: „Sein Wort will helle strahlen“

Fertiggestellt: 4. Januar 2012

-
3. Geht durch die Gassen Jerusalems und schaut und merkt auf und sucht auf den Straßen der Stadt, ob ihr jemand findet, der Recht übt und auf Wahrheit hält, so will ich ihr gnädig sein.
 4. Schau, das habe ich gefunden, spricht der Prediger, eins nach dem andern, dass ich Erkenntnis fände.

רָאֵה זֶה מְצָאֵתִי אִמְרָה קִהַּלְתָּ אֶחָת לְאֶחָת לְמִצְאָה חֲשׂוֹנִין: